



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Donnerstag, den 15. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

Roman von Erica Grube-Vörcher.

Da blieb Pilar plötzlich wie angewurzelt stehen. Sie kannte fast keine der kleinen Gesellschaftszirkel, die sich in den Häuschen zusammensanden. Es waren ja alles Kreise, in denen sie sich nicht bewegte. Aber hier, in diesem Holzhäuschen — dessen Lichter- und Blumenschmuck besonders strahlend und reich war, als habe es ein ganz besonderes Fest in seinen freundlichen Wänden zu bergen, hier sah sie plötzlich Bekannte! Das war ja Señor Sanchez, in dessen Hause sie kurze Zeit in Barcelona gedient . . . Dort sah auch die deutsche Señora Heilwiga, die immer gut gegen sie gewesen war, und sie unterhielt sich mit einem Herrn, den sie ebenfalls in Barcelona als Besuch bei Sanchez gesehen —!

Und dort, wahrhaftig — dort tanzte ja Donna Perez —! Jetzt erkannte Pilar sie auch — im veränderten Kostüm! Denn Perez trug nicht das traditionelle Gesellschaftskleid aus Barcelona, sondern gab sich als Andalusierin, mit weißer Spizemantilla, Mantón de Manila — und Castagnetten! — Aber sie handhabte die Castagnetten noch ziemlich dürftig und ungewandt! Ja, teure Donna Perez, die Castagnetten erlernt man nicht binnen zwei Tagen! Da war ihr Partner besser! Pilar nahm nun auch diesen ins Auge —

Mein Gott! Das Herz drohte ihr stille zu stehen! Sie erkannte als Partner — ihren Manuel!

Ein leiser Aufschrei entfuhr ihr. Aber er versank in all dem Lärm, der Musik ringsum. Unmittelbar hinter ihr dröhnte gerade ein fahrbares elektrisches Klavier, ohne das spanische Straßenleben und spanische Volksfreude heute nicht denkbar ist.

Es überkam sie wie ein Schwächeanfall. Wie neu, als sie am Abend nach dem Stiergefecht und beim enttäuschten Warten dem Gaste ohnmächtig in die Arme gefallen war. Eine Schwäche —? Sie, die gesunde, die unermüdete, die bisher stets frohe Pilar —!

Aber nun wußte sie, wer die Liebste von Manuel war! Denn die ganze Art, wie Donna Perez sich beim Tanze um Manuel wand und drehte, ihn umschlang, ihr Blick ihn entzückt lächelnd streifte, und auch er sie betrachtete, offenbarte ihr: daß nur ein Brautpaar sich so unter den Augen der Umstehenden verhalten konnte.

Also Perez Sanchez war seine Erwählte —? Woher kannte Manuel sie —? Sie selbst stand vor einem Rätsel. Wenn Manuel davon gesprochen, daß seine Zukünftige ihm einen goldenen Hintergrund verschaffen würde, so hatte er gewiß recht.

Eine fürchtbare Bitterkeit stieg in Pilar auf. Wie konnte sich Manuel in diese Señorita verlieben? Die ihr selbst immer so passiv und temperamentlos erschienen war, nur so eine Schablone im Rahmen der guten Gesellschaft! Die morgens nie vor 11 oder 12 Uhr aus dem Bette kam, dann verschlafen ihre Morgenschokolade trank, und dann sich stumpf und wortfarg von der Jose vor dem Toiletten Spiegel erst zurechtmachen ließ? Hatte denn Manuel in seiner gesunden Urwüchsigkeit, die ihm im Grunde doch geblieben sein mußte, kein Auge dafür, wie diese Donna Perez sich ständig schminkt und puderte, die Lippen färbte, die Augen-

brauen und Augenwimpern nachzog? O, wie lächerlich hatte Pilar das immer gefunden, weil sie nur zu gut hinter all die Kulissen des Ankleidezimmers gesehen!

Und dann ihr Tanz jetzt! Pilar starrte, ohne auch nur einen Blick für jemand oder sonst etwas anderes zu haben, auf Perez. Diese Sevillana, die Perez hier tanzte, war nur schnell und flüchtig angelernt! Eine Sevillana aber mußte — erlebt sein! Nun ja, Perez war mindestens zur Hälfte eine Katalanin, aus dem nördlichsten Spanien. Was wußte sie von dem Feuer, in das sich jede Sevillanerin selbst durch Suggestion unter den Klängen der Musik steigerte —? Ach, einen richtigen, andalusischen Tanz konnten nur diejenigen tanzen, die auf dem Boden dieser glühenden Erde geboren und aufgewachsen waren!

Vom Norden, über Madrid bis Toledo herab tanzte man eben die Volkstänze der betreffenden spanischen Provinz. Hier im Süden aber, von Malaga bis Cadix und dem weinstrohen Xeres und Sevilla, schwang man sich heute noch in der ganzen Art, wie sie im Grunde aus dem Oriente, aus Nordafrika kam! Ob die Frauen vor Jahrtausenden vor den Römern, die auch bis hierher die Grenzen ihres Weltreiches gezogen, ob die Frauen später vor den Kalifen zur glanzvollen Maurenzeit Spaniens viel anders getanzt haben, als es heute noch in Andalusien üblich war —?

Nur ein Andalusier konnte die andalusischen Volkstänze tanzen. Das sah Pilar auch jetzt an Manuel. Ach, wie stauch Perez gegen ihren Partner ab! Denn wie bezaubernd in seiner feurigen Gewandtheit und ritterlichen Grazie war Manuel! Ach, sie selbst wußte ja nur zu gut, wie schön er tanzte, als sie einst bei diesen schönen Klängen ihm gegenübergestanden —

Aber das war Manuel sichtlich heute alles gleich. Perez war sehr reich. Damit half sie ihm auch gesellschaftlich in den Bügel. Und Perez konnte sich eben, kapriziös wie sie war, die Laune und den Luxus leisten —: sich in einen bildschönen Torero zu verlieben und ihn zu heiraten. — — —

Ein Ekel ergriff Pilar vor dem allen. Vor all dem Lärm, vor der Musik, vor dem Lachen, Scherzen, dem Geklapper der Castagnetten aus all den umliegenden Cafetas, vor dem rhythmischen Händeklatschen, mit dem die Zuschauer den Tanz begleiteten.

Ach, und all das viele Licht — wie tat es ihr weh! —! Deshalb fort von hier! Irgendwo hin, wo es still und einsam war, wo die blendende Beleuchtung nicht so in die Dunkelheit stach, wo nicht Tausende, lebensfrohe Menschen atmeten —!

Fort! — Nicht weit von hier wußte sie den großen öffentlichen Park. Er lag heute ganz bestimmt einsam und verlassen da. Um zu ihm zu gelangen, blieb ihr nur die Wahl: entweder die ganzen Reihen zwischen den lärmenden und fröhlichen Häuschen zurück zu schreiten oder einen Umweg zu machen. Sie wählte dieses.

Spanien ist das Land der Gegensätze. Wenige

Schritte hinter diesem Gewühl von Licht, Menschen, Tanz und Musik lag eine große Strecke des weiten Feldes fast im Dunkel. Hier standen, in einzelne Quadrate durch Barrieren aus Baumstämmen abgeteilt, Hunderte von Pferden, Maultieren, Mauleseln und Ziegen. Der Ursprung der alljährlichen Feria war vor langer Zeit der Frühjahrsviehmarkt gewesen, zu dem die ganze umwohnende Landbevölkerung nach Sevilla strömte, um Vieh zu verkaufen oder umzutauschen oder zu kaufen.

Unter den Pferden standen einige schöne und gut gehaltene Tiere in ihren Ständen. Aber was da an Maultieren und Mauleseln hergeschafft war, das waren ausnahmslos müde, abgeraderte, weit über ihre Kräfte Tag für Tag angestrengte, müde Tiere! Die Ziegen in ihrem braunen zottigen Fell hatten es besser. Sie brauchten nur Milch zu liefern. Sie lagen auch verhältnismäßig zufrieden in kleinen Gruppen da und suchten hier und da noch nach einem verdorrten Grashalmchen. Auch den Schweinen, den unschönen Borstentieren von einem unsauberen Grau, hatte man wohlweislich bisher ein gutes Leben gegönnt und sie nun zum Verkauf getrieben.

Die armen Maulesel aber fürchteten den Tod ganz gewiß nicht! Sie sind die Kreuzträger der spanischen Bevölkerung, geduldig schleppen sie sich Tag um Tag in den glühend heißen Straßen der Städte, mit ihren zierlichen Hufen über das holperige Pflaster trippelnd und schier zu Boden gezogen von den ihnen unverständlich aufgepackten Lasten! Darum, wenn sie hier jetzt den Besitzer wechselten, so wechselten sie eben nur den kärglichen Stall, aber nicht ihr Los! Und wenn ein Mauleselchen in der Straße zusammenbricht und verendet — wen kümmert es —? Stundenlang kann so ein zuschanden gearbeiteter Tierkadaver in der Sonne liegen, bis man ihn als Verkehrshindernis draußen irgendwo am Ufer in einen Fluß wirft!

Pilar streifte quer durch dies dunkle Feld, das nur durch die Lichtverschwendung der nahen Straßen und den Casetas ein wenig Helle erhielt. Hier zwischen all den müden, abgearbeiteten, durstenden Tieren fühlte sie sich wohlher als zwischen dem Schwarm lachender froher Menschen.

Ab und zu rief ein Viehtreiber sie lachend an, was denn ein so schönes junges Mädchen hier so allein treibe —? Oder die kleinen Gruppen der Zigeuner reckten sich aus dem Straßengraben, in dem sie sich ein einfaches Nachtlager gesucht, und hielten gewohnheitsmäßig die Hand zum Betteln hin.

Und die Natur, die große Trösterin, nahm auch Pilar's Gemüt besänftigend, heilend in ihre weiten Arme.

Konnte man sich ein schöneres Plätzchen auf Gottes Erde denken als den Park von Sevilla im Frühlingsglanz?

Denn gerade auch jetzt in der Nacht stieg ein neuer Zauber aus ihm auf. Der Pfauen heißere Schreie verstummten in der sinkenden Dämmerung. Sie saßen auf den hohen, alten majestätischen Bäumen und das aufsteigende Mondlicht schimmerte durch die feinen Blätter der Bäume und rieselte in wundervollem Widerspiel über ihre stolz gehaltenen feinen Köpfe, über ihre glänzenden, herabhängenden Federn. An den Ufern der kleinen Seen und den Rändern der Springbrunnen quakten Frösche ihr behagliches Nachtlied. Hier war es kühler und stiller und daher erquickender als unter dem Brodem der Tausende von Menschen.

Aber das Schönste und Liebste dieser Stunden war doch der Gesang der Nachtigallen! Bot dieser Riesenspark mit seiner reichen Abwechslung von Bäumen, von Gebüsch, Bambuswäldchen und Wasser nicht den würdevollsten Aufenthalt für die Königin der Nächte —?

Ringsherum klangen ihre Lieder auf. Droben in den unwirklichen Gebirgswüsten Spaniens, auf weiten, weiten Strecken ließ keine Nachtigall sich nieder. Aber hier hatten sie ihr Dorado. Es war, als ob sie der Natur hierfür Dank wissen wollten und ihr zum Loben — singen — fliegen — schmetterten — schlüßten!

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaften zwischen Pflanzen und Tieren.

Von Dr. Hans Friedrich.

Die beste Freundschaft ist von je die gewesen, bei der beide Teile auf ihre Rechnung kommen. Jede andere pflanzt in den Stürmen des Lebens rasch zu zerfallen, denn in der Welt der rauen Wirklichkeit ist kein Platz für Schwärmerel, und dem zwar rührenden, aber auf zu unsicherer Grundlaas beruhenden Idealismus der Jugend.

Im folgenden wollen wir wegen unseres beschränkten Raumes nur von Freundschaften zwischen einheimischen Pflanzen und Tieren sprechen. Sie werden alle ausschließlich vom Nutzen diktiert, unterscheiden sich aber trotzdem stark vom Scharhokertum. Bei diesem brandschaft ein Teil den anderen ohne Gegenleistung. Bei den Freundschaften aber kommen beide Teile auf ihre Rechnung. Wie dies geschieht, läßt sich außerordentlich reizvoll an unserer Linde beobachten. Sie hat sich eine förmliche Schutzwache von Blattmilben aus den Gattungen Gamalus und Tadeus verpflichtet. Bei genauerer Untersuchung entdecken wir an ihren Blättern winzige Haarschöpfe. Sie sitzen zwischen den Blattrippen, wie ein weiches, wolliges Nest. Und das sind sie auch. Denn schneiden wir einen solchen Schopf auf, so entdecken wir in ihm eine Milbe. Abends nach Einbruch der Dunkelheit können wir diese Milben am Laub herumspazieren sehen. Am Tage ziehen sie sich in das schirmende Obdach zurück.

Diese Haarschöpfe entstehen beziehungsweise nicht durch den Reiz, den die Milben selbst hervorrufen. Denn sie sind schon vorhanden, ehe die kleinen Gäste kommen, nämlich im Frühjahr am ganz jungen Blatt. Der Baum sorgt also vor. Es liegt ihm daran, die Milbengesellschaft unter seinem grünen Dach zu fesseln, weil sie sich von Wirtsaft und Schmutz ernährt, die vom Winde auf die Blätter geweht werden. Außerdem sind ihm auch die Exkremente der Milben willkommen, weil sie Stickstoff enthalten.

Den Winter verbringen die winzigen Gäste in Borrenrisen, Knosenschuppen, Früchten und ähnlichen Verstecken. Bald nach der Blattentfaltung sind auch sie wieder da. Es ist also eine dauerhafte Freundschaft von Geheiß zu Geheiß. Ihre Dauerhaftigkeit hat wohl den Baum dazu veranlaßt, die Nester gleich von vornherein anzulegen. Die Tradition schafft hier, wenn wir es unserer menschlichen Verstandnis näher bringen wollen, eine Erinnerung. Die Erinnerung aber ruft einen Reiz hervor, dessen Wirkung die Nester sind. Sie bleiben, wenn sie auch nicht benutzt werden, wie das natürlich diesen Blättern, oft auch ansonsten Zweigen und Bäumen geschieht.

Nicht nur die Linde bietet den Milben solch artliches Obdach. Auf Krappgewächsen, Buche, Erle, Spitzahorn und Bogelstriche hat man sie beobachtet. Manche Gewächse legen übrigens erst dann Wohnungen an, wenn wirklich Gäste da sind. Verschwinden diese frühzeitig, so fallen auch die Nester noch vor Welken des Laubes ab. Wir haben also hier einen Vorgang, der noch nicht sicheres Eigentum der Erinnerung der ganzen Art geworden ist und deshalb vom gegenwärtigen Reiz abhängt.

Zur Herstellung von Milbenwohnungen dienen nicht nur Haare. Wir bewundern auch hier mancherlei Vielseitigkeit. Oft werden die Ränder der Haut- und Nerven einfach zurückgebogen, so beim Salskraut flache Schalen und kleine Täschchen halten andere Pflanzen für ihre Gäste bereit. Häufig sind diese aber schon mit einer Zuzucht unter dem vertrockneten Kelch an der Frucht zufrieden. Unbekannt sind diese Freundschaften dagegen bei Weiden Kadelshörnern und allen Kräutern.

In den Tropen spielen Schutzwachen durch Ameisen eine große Rolle. Auch ein heimischer Baum erfreut sich solchen Schutzes. Es ist die Eiche. Bei ihr tragen die zwei oder drei ersten Frühlingsblätter der jungen Triebe an ihrer Basis napfförmige Sackdrüsen. Wie stark der Schutz ist, der durch dieses Honigopfer erkauft wird, beweist eine Beobachtung A. K. Lundströms. Bei Christneberg, nahe am Subitwallgrub man den Boden in einem Teil einer Eichenallee um, wodurch die dort wohnenden Ameisen beunruhigt und vertrieben wurden. Ich konnte da wahrnehmen, wie die Blätter an allen Bäumen in diesem Teile der Allee schon frühzeitig von Insekten gänzlich zerstört waren, während die Bäume im übrigen Teile der Allee beinahe unbeschädigt und von Ameisen bevölkert waren.

Der Nutzen der Ameisen als Pflanzenverteidiger ist in manchen Gegenden schon lange bekannt. So schicken z. B. die Chinesen oft ihre Orangenbäume dadurch, daß sie in die jungen Pflanzungen Ameisennester überführen. Um den Schaden das herumtreiben zu erleichtern, werden die einzelnen Bäume mit Seilen oder Ranken verbunden.

Bei dem großen Kapitel der Blütenbestäubung durch Insekten kann dagegen der Begriff der Freundschaft nicht so einfach angewendet werden. Der gemeinliche Verkehr gründet sich zwar auf gegenseitiges Geben und Nehmen, aber er ist so flüchtiger Natur, daß von einem Zusammenleben keine Rede mehr ist. Es sind notwendige Wechselbeziehungen, Handelsgeschäfte, wenn man es menschlich bezeichnen will, bei denen jeder Teil seinen Verpflichtungen nachkommen muß. Tun dies die Insekten nicht, so werden sie dazu angewungen. Es sei nur

an die Würmstube des Kronstades und die Kesseltate der herrlichen Frauenschubstie erinnert.

Einer edlen Freundschaft begehen wir jedoch wieder auf einer sehr niedrigen Stufe des Tier- und Pflanzenlebens. Es ist das Zusammenleben unseres bekannten Süßwasserpolypen (*Hydra viridis* L.) mit Algen aus der Gattung *Chlorella*.

Diese Algen sind einzellige grüne Körper. Der Polyp ist ebenfalls sehr einfach gebaut ein kleiner, 1 bis 1,5 Zentimeter langer Schlauch der im Sonnenlichte goldgrün leuchtet. Er hat daher seinen Namen daß er sechs bis zwölf, seltener achtzehn ziemlich lange Arme aussutreden pflegt, die aber immerhin kürzer als der Körper sind. Wie die eines richtigen Meerpolypen heben und senken sie sich und schlängeln sich hin und her. Sie sind keineswegs harmlos, denn sie fangen Flohkrebie und andere winzige Wasserbewohner, die dem Polypen zur Nahrung dienen.

Zuweilen bleibet dieses kleine Ungeheuer auch ein vollkommen anderes Bild. Da hat er seine Arme zurückgezogen. Wie ein fugeliger Wulst hat er ganz still. Aber nicht lange — dann hat wieder irgend eine Beute seine Aufmerksamkeit erregt. Das ganze Tier reckt sich; die Arme wackeln hervor, werden dünner und dünner. Nun streckt er sie stark von sich ab und wartet regungslos auf sein Opfer.

Beobachten wir einen solchen Polypen außerhalb des Wassers unter einem Vergrößerungsglas, so entdecken wir, daß er seinen lateinischen Artnamen *viridis* eigentlich mit Unrecht führt und gar nicht grün, sondern farblos ist. Das Grün stammt von Fremdkörpern, von kleinen grünen Zellen, die an den ziemlich dicken Schlauchwänden sitzen. Das sind die *Chlorella*-Algen. Wie Schmarotzer erscheinen sie auf den ersten Blick. Aber sie sind es nicht, da sie ihrem Wirte keinen Schaden bringen und ihm keinerlei Säfte entziehen. Im Gegenteil, in Zeiten der Not dienen sie ihm sogar als Speise. Er hat es dabei sehr bequem, denn sie sitzen so nahe dem Teile seines Leibbesinnern, der als Magen arbeitet, daß nicht viel Kraftaufwand dazu gehört, um sie hinabzuleiten zu lassen. Trotz dieser gefährlichen Liebe vermehren sich aber die Algen lustig weiter. Wenn ihnen der Polyp auch zuweilen ein Freundschaftsopfer auferlegt, so sind sie doch in ihm vor vielen ihrer Feinde geschützt und es geht ihnen darum viel besser als draußen im freien Wasser, wo tauende Gegner sie bedrohen. Die Bedingung des Ruhens für beide Teile wird also ehrlich erfüllt.

Diese *Chlorella*-Kugeln beobachten wir nicht nur im Süßwasserpolypen. Auch mit Strudelwürmern und Süßwasserchwämmen halten sie ähnliche Freundschaften. Im Meere haben sie Verwandte. Dort sind sie aber nicht grün, sondern gelb und gehören zu den Braunalgen.

Der Bublikopf.

Mama hat gerade im Schlafzimmer ihr orangefarbenes Kleid angezogen fürs Theater.

„Es sieht nur nach gar nichts aus durch die langen Haare“, sagt sie zu Papa. „Ich begreife dich einfach nicht, daß ich keinen Bublikopf tragen soll. Warum denn nicht! Kein vernünftiger Mensch trägt heute mehr lange Haare.“

„O doch, gerade der“, sagt Papa und raucht seine Zigarette weiter.

Mama zuckt die Achseln. „Es ist einfach lächerlich“, sagt sie. „Woh! Ich bin jetzt glückselig die einzige in meinem Kreis, die noch diese altmodischen Zöpfe trägt. Es paßt nicht mehr in unsere heutige Zeit. Daß dir das doch einmal sagen. Ich verstehe doch schließlich von der Damenmode mehr als du.“

Papa sagt sehr ruhig: „Wir wollen weiter gar nicht debattieren. Ich erlaube es einfach nicht, daß du die Haare abschneidest.“

Mama macht ein wütendes Gesicht. „Berrüht!“ sagt sie. „Es gibt nichts Schideres und nichts Bratlicheres. Und tausend Männer sehen das auch ein. Das ganze Kleid hier sieht nach nichts aus, sagt ich dir sagen. Es macht mir auch gar keine Freude mehr.“

„Na, dann nicht“, sagt Papa. Mama beißt die Zähne zusammen. Am liebsten würde sie etwas zerreißen. Diese Hartnäckigkeit und diesen Unverständnis! Entsetzt würde sie in einem Bublikopf ausgehen. „Zumal, wo ich richtig die passende Nase dazu habe“, sagt Mama wieder. „Wenn ich noch kein Profil dafür hätte oder dich wäre“, sagt Mama wieder. „Aber so — ich könnte ja tausendmal mehr aus mir machen. Und dann, man muß doch auch mit der Mode gehen. Zu einem modernen Kleid gehört auch eine moderne Frisur.“

Papa sagt beinahe gelangweilt: „Also, nun las uns doch nicht weiter streiten. Die Haare werden einfach nicht abgeschnitten.“

Marianne schreit aus dem Kinderzimmer heraus. Marianne ist vier Jahre alt und hat einen Bublikopf. Aber sie will einen Zopf haben. Einen, der so bimmelt, mit einer grünen Schleife dran. „Wenn ich so groß bin wie die Mammeli, dann hab' ich auch einen sooo großen Zopf!“ sagt Marianne. — Das Kinder mädchen Berta sagt: „Saija!“ — „Ich will auch eine Mammeli sein und einen sooo großen Zopf haben“, sagt Marianne. — Berta sagt: „Saija!“ — „Wenn ich so groß wie die Mammeli bin, dann hab' ich einen sooo großen Zopf“, sagt Marianne. — Das Kinder mädchen Berta sagt: „Seht lei still.“ Marianne hat sich inzwischen zwei lange Bänder in ihr Haar gebunden. Das ist

jeht ein Zopf, der ganz lana ist und bimmelt. Aber der Zopf geht immer wieder los und fällt auf die Erde. Den Zopf wieder anmachen“, schreit Marianne. „Den Zopf wieder anmachen!“ — „Er hält doch nicht“, schreit Berta, das Kinder mädchen. — „Ich will einen Zopf haben, ich will einen sooo großen Zopf haben“, schreit Marianne. „Den Zopf wieder anmachen! Den Zopf wieder anmachen!“ — Mama hat Tränen in den Augen. „Ich! Ausgerechnet ich“, sagt sie. „muß natürlich wieder darauf verzichten. Als ob ein Bublikopf ein Verbrechen wäre, so stellst du dich an.“ Marianne schreit: „Ich will einen Zopf haben! Den Zopf wieder anmachen!“ — Und mit hüblem, harrem Lächeln steht zwischen beiden das unerbittliche Gesicht, das keine Gaben wieder einmal falsch verteilt hat. E. Petzsch-Krapp.

Das Bällchen.

Von Marta Rothmann.

Es war so niedlich, so rundlich und elastisch — so strahlend in den Farben.

Es sprang und tanzte. Warum hätte es auch nicht tanzen und springen sollen? Wenn man so jung ist — so federnd und voller Sprungkraft — muß man nicht da in die Luft gehen vor Vergnügen? Ja — und das alles war noch nicht mal die Hauptsache. Die Hauptsache war doch: Es war verlobt, verlobt und verlobt. Eine richtige Herzensache.

Und wer war der glückliche Bräutigam? Natürlich das Rakett, denn die beiden waren ja wirklich wie geschaffen für einander. „Ich brauche Resonanz“, hatte das Bällchen immer gesagt. „Ich brauche einen leichten Widerstand, und gar einen solchen, der mich emporschnebelt. Aber die Hauptsache ist doch Resonanz. Wenn ich die nicht habe, bin ich leblos, tot. Erst Resonanz macht mich elastisch, macht mich zu dem, was ich bin.“

Nun und wer hätte ihm das alles mehr bieten können, als das Rakett? — Sie waren eben für einander bestimmt. Das Rakett wollte auch sofort heiraten.

Es war Gentleman durch und durch. Ubriciens waren auch nicht die mindesten Hindernisse im Wege. „Allright“, sagt das Rakett, „wann wollen wir heiraten? Mein Bekker will sowieso ein neues Futteral kaufen. Ich werde eine Tasche für Sie anbauen lassen, da hätten Sie Platz bei mir.“

Das Bällchen erschraf. Heiraten? Jetzt schon? Ins enge Futteral schlüpfen? „Ach Gott, ich bin ja noch so jung“, stichelte es. „Ich liebe Sie — natürlich nur Sie — aber ein bißchen möchte ich mein Leben noch genießen — nur noch ein bißchen.“

„Das kannst du ja bei mir.“

„Ja — aber ich will auch noch mit anderen springen und tanzen — natürlich nur zum Spaß. Ach, es ist so leicht, sich von so verschiedenen Händen halten zu lassen. An jede schmiegt man sich an — jede denkt, sie hat einen — da — und auf einmal — parbais — ist man weg. Denn ich werde mich natürlich nicht fangen lassen. Lieben — wirklich lieben tue ich nur dich.“

„Und die andern?“

„Mit denen spiele ich“, lachte das Bällchen, und hups — war es weg. — Ach — war das Leben doch schön.

So viele Hände, die es haßten — so viele, die es festhalten wollten. Es war eine so atemlose Jagd — es war so aufregend. Es war so lustig, all den Händen zu ent- schlüpfen — so viel Finger zum Narren zu halten!

Denn natürlich war ja alles nur Scherz — als ob sie jemals einen anderen hätte lieben können als den Rakett.

Ja — das Bällchen amüsierte sich herrlich. Bis schließlich — ja, bis es schließlich doch merkte, daß die Sprungkraft etwas nachließ.

„Doo“, dachte es. „Sagen Sie, liebster Freund“, und es hüpfte grazios auf das Rakett zu. „Sagen Sie, haben Sie immer noch Platz für mich in Ihrem Futteral?“

Das Rakett betrachtete es von allen Seiten — von vorn und hinten — von oben und unten — (was übrigens schwer zu unterscheiden war).

„Erst eine Frage, bitte: Mit wem sind Sie denn inzwischen zusammen gewesen?“

„Ich? — Ach — belanglose Episoden. Wie Sie leben — nichts hat Eindruck auf mich gemacht. Ich spielte mit allen. Mein Inneres blieb leer.“

„Aber Ihr Äußeres! Sehen Sie sich doch einmal an.“ Das Rakett betrachtete es mißbilligend. Im übrigen aweifle ich nicht im mindesten an Ihrer inneren Leere — aber Ihr Äußeres —

„Ja — was denn?“

„Himmel!“ Jetzt betrachtete sich das Bällchen erst genau. Die Hände, die mit ihm gespielt, hatten ja alle Abdrücke hinterlassen, ach Gott — alle Hände. Nein — es war nicht mehr, was es gewesen war.

„Aber es war ja nur ein Spiel“, seufzte das Bällchen, es war ja nur rein äußerlich — und dann aina ihm die Luft aus.

„Das fehlt mir noch“, jammerte das Bällchen. „Nun muß ich aufgebumpet werden — nun ist die Schönheit da hin.“

„Wenn ich geahnt hätte.“

„Übrigens hatte auch das Rakett einen Anax weabekommen. Es wurde aber tabellos repariert.“

Technische Fortschritte.

Von Ernst Trebesius.

Überwachung der Schornsteinverluste. — Fabrikmähta hergestellte Stahlhäuser. — Elektrizitätsversorgung ohne Zähler. — Ein neuer deutscher Stahl.

Die Zeiten sind für immer vorbei, da die einzige Sorge eines Kesselheizers lediglich darin bestand, während der Betriebszeit die erforderliche Dampfmenge zu erzeugen und die Spannung des Dampfes innerhalb gewisser Grenzen zu halten, ohne Rücksicht auf die für diesen Zweck benötigte Kohlenmenge. Der immer härter werdende Konkurrenzkampf zwingt heutige Betriebe zu immer größerer Wirtschaftlichkeit der Erzeugung, und es ist nur eine Selbstverständlichkeit, daß man mit den Ersparnissen beim Dampfkessel, der Kraftanlage des Betriebes, beginnt. Von den Wärmeverlusten, die beim Dampfkessel auftreten, hat vor allem der Schornsteinverlust mit etwa 20 v. H. den größten Anteil. Dazu kommt der Rückstandsverlust (durch Brennbares in den Rückständen) mit etwa 4 v. H. und der Restverlust (durch Strahlung, Leitung, Flugasche, ruh. fühlbare Wärme der Schlacke) mit etwa 6 v. H. Von der einem Kessel durch die Kohle zugeführten Wärme werden also nur 70 v. H. nutzbar gemacht, während 30 v. H. verloren gehen. Lassen sich auch die angeführten Verluste nicht gänzlich umgehen, so können sie doch vermindert werden durch sorgfältige Überwachung der Schornsteinverluste, die meist doppelt so hoch sind als die übrigen Verluste.

Die einschlägige Industrie hat im Laufe der letzten Jahre verschiedene Instrumente auf den Markt gebracht, die auf einem Schilde vor dem Kessel angeordnet, dem Heizer jederzeit ein Bild geben über die Arbeit seiner Anlage. Ein Anzeigedepot zeigt die Rauchgaszusammensetzung im Kuch vor dem Schieber an, ein Barometer gibt über die Rauchgastemperatur im Kuch vor dem Schieber Auskunft, und ein Widerstandsthermometer ermöglicht das Ablesen der Wärme der Verbrennungsluft, die dem Kessel zufließt. Von diesen drei Instrumenten führen elektrische Leitungen zum Bureau des Betriebsleiters, wo Registrierapparate eine stete Kontrolle der Dampfanlage ermöglichen.

Zu den mancherlei „billigen“ Baumweisen, die in den letzten Jahren zwecks Behebung der Wohnungsnot vorge schlagen wurden, hat sich in den letzten Monaten eine neue geseht, nämlich das Stahlhaus, ein Produkt englischen Unternehmungsgeistes. In der Fabrik nach allen Regeln moderner Betriebstechnik hergestellt, soll die Aufstellung der Häuser an Ort und Stelle nur 12 bis 14 Tage dauern und von 6 unangelesenen Arbeitern ausgeführt werden können. Voraussetzungen dabei ist freilich, daß das Fundament bereits fertig ist. Der Preis für ein Einzelhaus von 12 Meter Länge und 5½ Meter Tiefe, enthaltend ein Wohnzimmer, zwei Schlafkammern, Küche, Bad und Diele, soll rund 8000 Mark betragen. Freilich ohne Grund und Boden und ohne Anschluß an Wasser, Gas- und Elektrizitätsleitungen. Ein Keller ist bei diesen Häusern nicht vorzusehen, das Obergeschloß fehlt ebenfalls. Was für sonstige Mängel es noch haben wird, dürfte sich erst im Laufe der Jahre ergeben. Abgesehen davon stellt freilich die Idee des fabrikmähta hergestellten Wohnhauses ohne Zweifel einen sehr beachtenswerten technischen Fortschritt dar, da gerade im Bauwesen bisher die teure Handarbeit noch überwiegt.

Die Umfassungsmauern der Stahlhäuser bestehen aus Nichtenurnierholz von 50 bzw. 100 Millimeter Stärke. Außen werden diese Holzwände mit Stahlblechplatten von einem Achtel Zoll Stärke (reichtlich 3 Millimeter) verkleidet, wobei ein Luftraum von 100 Millimeter gelassen wird. Innen werden die Holzwände mit Gipsplatten verkleidet. Als Dachziegel dienen Albestplatten. Die Häuser werden auf einem leichten Fundament errichtet, das aus einer Unterlage von Schlacken und Backsteinbrocken, einer Zwischenisolation aus Asphalt und einer Oberlage von Beton besteht.

Zugestanden, daß mit Hilfe der Stahlhäuser die Wohnungsnot schneller behoben werden könnte als mit den bisher gebräuchlichen Backsteinhäusern, so darf man über diesem technischen Fortschritt die ästhetische Seite der Angelegenheit nicht übersehen. Und von dieser Seite aus müssen sich die stärksten Bedenken gegen diese Stahlhäuser erheben, die, nur in zwei Typen (Einzel- und Doppelhaus) gebaut, jede Siedlung zu einer Barackenstadt stampfen würden.

In Norwegen, das infolge seiner zahlreichen Wasserkräfte in der Lage ist, den Bewohnern die elektrische Energie

sehr wohlfeil abzugeben, ist man in letzter Zeit dazu übergegangen, die Stromzähler, die bisher bei jedem Verbraucher aufgestellt waren, einzuziehen, und eine andere Form der Gebührenhebung einzuführen. Die Elektrizitätswerke schließen jetzt mit den Verbrauchern Jahresverträge über eine bestimmte Anzahl Kilowattstunden ab, worin die jeweilige Höchststromentnahme festgelegt wird. Da somit die sonst übliche Zählung der Strommenge in Weisfall kommt, wird bedeutend an Personal erspart. Der Strom kann also noch billiger abgegeben werden. Nun muß freilich das Elektrizitätswerk eine Sicherheit dafür haben, daß die festgelegte Höchststrommenge nicht überschritten wird. Zu diesem Zweck baut man in jede Verbraucherleitung einen Strombremsapparat ein, der bei Überschreitung des Stromverbrauches eine Stromunterbrechung herbeiführt und den Verbraucher darauf aufmerksam macht. Hat dieser für Verminderung der Stromentnahme gesorgt, so schaltet der Apparat die Leitung wieder ein. Mit dieser Einrichtung sollen sowohl die Verbraucher als auch die Gesellschaften sehr zufrieden sein.

Um einen großen technischen Fortschritt handelt es sich bei dem neuen Stahl, der jetzt von der Berliner Aktiengesellschaft für Eisenwerke und Maschinenbau, vorm. Freund, nach einem besonderen Verfahren in eigens dafür gebauten Öfen gewonnen wird. Es ist ein Kohlenstoffstahl, der nach den Patenten eines in Berlin wohnenden Schweigers namens Bokhardt von der erwähnten Fabrik nach jahrelanger, kostspieliger Versuche in einem dem Martinstahlöfen ähnlichen Ofen gewonnen wird. Bei gleicher Festigkeit der Konstruktion erweist sich ein um 40 v. H. geringeres Gewicht und eine Ersparnis von 30 v. H. Gestaltet sich auch die Herstellung des neuen Stahls um 10 v. H. teurer als die des gewöhnlichen Stahls, so vermag man bei seiner Verwendung alle Konstruktionen wesentlich schwächer auszuführen und gelangt zu einer Preisverminderung von 30 v. H. Eine besondere Eigenschaft des neuen Stahls ist seine hervorragende Gießfähigkeit. Rippen von nur Millimeter Wandstärke lassen sich tadellos ausgießen. Das gegossene Material kann geschmiedet und geschweißt werden und ist auch wie jeder andere Stahl härtbar. Der neue Werkstoff dürfte im gesamten Fahrzeugbau sehr bald eine weitgehende Verwendung finden, und es ist deshalb besonders erfreulich, daß es deutscher Unternehmungsgeist war, der die Erfindung in mühevoller, ästhetischer Arbeit für die Praxis brauchbar gestaltete.

Carl Benz über die Kindheitstage des Autos.

Carl Benz, der große Erfinder des Kraftwagens, veröffentlichte unter dem Titel „Lebensfahrt eines deutschen Erfinders“ bei Koehler u. Amelang in Leipzig Erinnerungen an sein inhaltsreiches Dasein und plaudert dabei auch aus dem Schatzkästlein seines Gedächtnisses einige Erlebnisse aus, die ihm bei den allerersten Fahrten im Kraftwagen begegneten. „Man muß sich vorstellen“, schreibt er, „wie fremdartig das ungewohnte Gefährt zur Zeit der ältesten Automobilperiode auf Tiere und Menschen wirken mußte. Die Pferde, die ihrem neuen Konkurrenten wenig Liebe und Verständnis entgegenbrachten, scheuten und wollten auf und davon. Die Kinder sprangen, wenn der Wagen fremde Dörfer passierte, unter Schreien und Rufen: „Der Hexenkarren, der Hexenkarren“ in die Häuser, schlugen so rasch sie konnten, die Haustüren hinter sich zu und verriegelten sie, wohl aus Angst vor bösen Geistern. Eine Schwärzwälderin machte vor mir in rascher Aufeinanderfolge immer wieder das Kreuz, als wäre ich der leibhaftige „Gottseibens“, und ein anderes Mal sah eine Frau in heftiger Aufregung: „Ein Wagen ist durchgebrannt, ein Wagen ist durchgebrannt.“ Daß ein Pferd durchbrennen kann, ist ein alter Erfahrungssatz. Daß aber auch Wagen durchbrennen können, das war selbst mir, der dem Wagen das „Durchbrennen“ ermöglichte, neu. Auch auf manchen biederen Pfälzer Bauern wirkte das unheimliche „Teufelsfuhrwerk“ geradezu schreckenerregend. Fuhr ich mit hochgestelltem Halbverdeck durch angelegene Gegenden des Oberrheins, so konnte ich mehr als einmal beobachten, daß ein Bauer aus Geistesverwirrung sein Fuhrwerk fuhrwert sein ließ, Hals über Kopf ins Feld hineinbrang und sich entweder dort oder im benachbarten Wald versteckte, bis der Teufelsfuhrwerk vorüber war. Später wendete sich das Blättchen. Weder konnte es auf den Landstrassen; aber bei diesem neuen Spulen mußte ich die aktive Rolle vertauschen mit der passiven. Die „bösen Geister“ pflanzten sich an der Dorfstraße auf und gaben ihren furchtlosen Gefühlen durch eine Begrüßung mit fliegenden Schottersteinen greifbaren Ausdruck.“